

es in der Natur des Gesamtwerkes, daß B. nicht den Gegenstand über den zugewiesenen Zeitraum verfolgen konnte. Die Überlieferung der Geschichte des hl. Patrick in Irland, in Großbritannien, auf dem europäischen Festland und später in den entferntesten Erdteilen gehört zu den ergreifendsten Kapiteln der Geschichte des irischen Katholizismus (Druckf. S. 84 Z. 4 v. u.).

Der Beitrag über die ersten Auswirkungen der Reformation wurde noch von C. Mooney O.F.M. († 1963) geschrieben. Seine Bedeutung ermißt man, wenn man weiß, wie tief bis in den wissenschaftlichen Bereich hinein Bitterkeit das Verhältnis zwischen Katholiken und Protestanten in Irland vergiftet hatte. M. erarbeitete den Gegenstand aus staatlichen (insbes. Shirleys Sammlung, London 1851) und kirchlichen (Kurien- und Diözesan-) Dokumenten und betrachtet nacheinander die Lage der Weltgeistlichkeit mit den Bischöfen, der Orden und – besonders wertvoll – der Laien, und zwar nicht nur des Adels sondern auch des Volkes.

Jones' Darstellung der Gegenreformation räumt der politischen Entwicklung weit mehr Raum ein als den geistigen Aspekten (S. 35–41); von der Wirkung auf das Volk erfährt man wenig, obgleich doch in dieser Zeit die Grundzüge angelegt wurden, durch die sich der irische Katholizismus bis heute unverkennbar auszeichnet.

Unter den politischen Problemen 1850–1860 behandelt Whyte den Kampf um katholische Hochschulen und Volksschulen, die Einstellung der Bischöfe zu der Bewegung für die Verbesserung der Lage der enteigneten irischen Landbevölkerung und die Teilnahme von Geistlichen an der Tagespolitik. Für die Jahre 1860–1878 stellt Corish die politischen Probleme in einen geographisch weiteren Raum. Die Einstellung der Hierarchie zu den Fenians wird aus der zeitgenössischen Lokalpresse beleuchtet. Wichtig für die Folgezeit ist auch die Frühgeschichte der Home-Rule Bewegung. Bis in diese Zeit hinein muß die Forschung auf diesem Gebiete aus noch unveröffentlichtem Material arbeiten. Diese beiden Essays zeichnen sich aus durch Zurückhaltung in der bis in die jüngste Zeit das politische Leben Irlands beherrschende Frage der Beurteilung des Verhältnisses der Hierarchie zu den irischen Nationalisten einerseits, zur britischen Verwaltung andererseits aus. Sie tragen damit bei, Kenntnis der eigenartigen Verhältnisse und Verständnis für die Lage des irischen Katholizismus (nicht nur in Irland sondern in der ganzen englisch-sprechenden Welt) zu verbreiten.

Außerst nützlich ist die Übersicht, die McGlade in dem Schlußband des Gesamtwerkes über die Mission irischer Katholiken in Afrika, Indien und dem Fernen Osten im 20. Jahrhundert (besonders eindrucksvoll Korea S. 61–67) bietet, ein nüchterner Bericht über eine wahrhaft absolut überragende Leistung eines kleinen Volkes.

Trotz seines weiten Blickfeldes setzt das Werk, insbesondere wegen des mangelnden Zusammenhangs zwischen den einzelnen Kapiteln, Kenntnis der Grundzüge der Geschichte Irlands voraus. Wer sich aber mit diesem Gegenstand befaßt, wird dann in diesen Essays reiches Material und neue Einsichten über einen Gegenstand finden, dem gerade in seiner Einzigartigkeit exemplarische Bedeutung in der Geschichte des Christentums zukommt.

Basel

J. Hennig

Alte Kirche

Walter Bauer: Aufsätze und kleine Schriften, hrsg. von Georg Strecker. Tübingen (J. C. B. Mohr/Paul Siebeck) 1967. X, 341 S., geb. DM 49.–; kart. DM 44.–.

In seiner Ansprache bei der Trauerfeier für Walter Bauer hat W. Zimmerli mit Recht hervorgehoben, daß der 44 Jahre lang mit der Göttinger Theologischen Fakultät verbundene Kollege seinen Kollegen und Studenten „einen strengen, ganz der Sache ergebenden wissenschaftlichen Stil vorgelebt habe.“ (Abdruck dieser Rede in der Theol. Literaturzeitung 1961 S. 313 f.). Georg Strecker, der Herausgeber die-

ser Sammlung, führt dieses Urteil Zimmerlis als eine Grundlage für den Entschluß an, kleinere literarische Arbeiten W. Bauers aus einem Zeitraum von 50 Jahren (1902–1952) in einem Band zu veröffentlichen. Dem historisch kritischen Denken W. Bauers dürfte es entsprechen, wenn man seine hier vorliegenden Arbeiten in chronologischer Reihenfolge bespricht. Dann gehört die Marburger Inauguraldissertation von 1902 „Mündige und Unmündige bei dem Apostel Paulus“ an den Anfang (sie steht im Sammelband auf S. 122–154). In ihrer knappen Einleitung mit Hinführung auf das Thema wie in dem bezeichnenden Schlußurteil, daß die Mehrzahl der Neubekehrten wohl nicht viel verständnisvoller gewesen sei als die Heiden, ja, daß die Mehrzahl der Schüler des Paulus weithin auf dem Standpunkt der Unmündigkeit stehen geblieben sei, wie man an späteren theologischen Schriftstellern, die doch zu den Gebildetsten ihrer Zeitgenossen gehörten, erkennen könnte – in diesem Schlußurteil wird schon die sachlich-nüchterne Art des späteren Walter Bauer deutlich. Dabei hat er sich ständig bemüht, in Einzelheiten zuzulernen. Ein Beispiel: Auf S. 125 lesen wir, es sei dem Autor nicht gelungen, auch nur eine Stelle in der griechischen Literatur zu ermitteln, an welcher *teleios* unzweideutig den Eingeweihten der Mysterien bezeichne. Im Wörterbuch von 1958 werden aber *sub voce* unter 2^b Belege und neuere Literatur dazu beigebracht! War 1902 die Deutung von Philipper 3, 15 „als mir nicht klar beiseite gelassen“, so werden 1958 Phil. 3, 15 und Kol. 1, 28 eindeutig zu den Belegstellen für die „Eingeweihten“ gerechnet. Daß dabei auf S. 125 Zeile 7 von unten ein technischer Satzfehler in dem griechischen Wort vorliegt, sei nur nebenbei angemerkt. Besonders charakteristisch erscheint das Urteil des Apostels selbst über die Neubekehrten (vgl. S. 147 u. 152). Paulus war danach in der Beurteilung seiner bekehrten Brüder ein Realist. Zwischen einfacher Predigt vom Kreuz und der Weisheitsrede für die Vollkommenen habe er sowieso unterschieden (S. 143 f.). Erwägenswert ist die Annahme, daß Laie und Ungläubiger nicht zu identifizieren seien, der *idiotes* sei als ein Mittelding zwischen dem *ápostos* und dem *népios* anzusehen. In seinem Aufsatz „Der Wortgottesdienst der ältesten Christen“ (vgl. S. 168) hat Bauer diese These wiederholt. Keineswegs seien die Laien oder Ungläubigen als die den Versammlungsraum betretenden Interessenten zu identifizieren, habe doch der *idiotes* seinen besonderen Platz. Im Wörterbuch von 1958 hat W. Bauer den *idiótes* als Proselyten der christlichen Gemeinde angesehen, er habe ein innigeres Verhältnis zur Gemeinde (vgl. die Deutung Severians von Gabala) und daher seinen besonderen Platz, sei also mit einem gewöhnlichen Ungläubigen nicht gleichzusetzen. Damit widerspricht Bauer der Deutung, welche H. Schlier (in Kittels theolog. Wörterbuch III 215–217) gegeben hat, wenn er den *idiótes* als den Ungläubigen deutet, der weder die Gabe der Zungenrede noch ihre Auslegung besitze, so daß eine Scheidung zwischen einem Halbgewonnenen und einem Ungläubigen durch nichts gefordert sei. Da Schliers Beitrag 1938 erschien, hat W. Bauer seine alte Auffassung 1958 beibehalten.

Daß der Artikel Essener (erstmalig erschienen in Pauly-Wissowa Suppl. IV 1924, 386–430) mit aufgenommen wurde, weil er angesichts der Qumrandebatte erneute Aktualität gewonnen habe, wie Strecker meint, ist sehr zu begrüßen, denn nun kann der Besitzer einer leidlichen Bibliothek wichtigster Standartwerke den sonst schwer zu erreichenden Artikel Bauers mit dem von K. Kuhn in RGG³ vergleichen. Bauer hatte (Strecker S. 45) für die Essener mit Recht einen Stifter postuliert, obwohl wir darüber nichts aus Philo und Josephus erfahren. Er vermutete, daß „die alten Männer“ (Josephus bell II 136), denen diese Sekte einen Teil ihrer alten Schriften verdankte, als Gründer der Bruderschaft anzunehmen seien. Heute wissen wir vom „Lehrer der Gerechtigkeit“ aus den Schriften von Qumran, so daß Bauers Urteil auf S. 5: „Schriften, die von E. herrührten oder die doch inhaltlich essenisch bestimmt wären, besitzen wir nicht“, einer Korrektur bedarf.

Sehr verdienstlich ist der Neuabdruck „Zur Einführung in das Wörterbuch zum Neuen Testament“ (S. 61–90), seinerzeit an entlegener Stelle erschienen, so daß er Interessenten, die keine Universitätsbibliothek in ihrer Nähe haben, schwer zugänglich war. Was Bauer hier auf knapp 30 Seiten an Material ausbreitet, ist erstaunlich

und zeugt von souveräner Beherrschung des Stoffes, aber nicht nur das – der Versuch, „biblische Wörter“ der Gemeinsprache zuzuweisen (S. 76), ist ebenso wichtig wie der Hinweis, daß „Paulus, der von seiner jüdischen Vergangenheit nur bedingt loskommt, mit seinen Sätzen etwas anderes meint, als der heidenchristliche Leser daraus entnimmt, weil er seinem Vorleben gleichfalls nachhängt“ (vgl. S. 82). So sieht sich der Lexikograph in die Rolle des Hermeneuten gedrängt und veranlaßt „manchmal zwei Deutungen für dieselbe Stelle anzunehmen, die des Schreibers und die des Lesers“ (S. 83). Es folgen weitere Beispiele, die in einer Würdigung der korinthischen Mahlfeier gipfeln (S. 86 f.). Weitere Ergänzungen zur 4. Auflage des Wörterbuches auf S. 87 f. zeigen, wie unerschöpflich diese Art vergleichender Quellen- und Textkritik ist. W. Bauer hat völlig recht: keiner, der sich mit einiger Hingabe dieser Arbeit widmet, kann dem Gefühl entgehen, wie groß doch das Meer sei und wie winzig die Muschel, mit der man schöpft (S. 90). Aber die bange Frage für die Nachfahren dieser bedeutenden Generation, die ihre wissenschaftliche Grundlage in den ruhigen Zeiten zwischen 1880 und 1914 legen durfte, ist doch diese: kann heute ein Einzelner das noch leisten, was ein Walter Bauer in jahrzehntelanger täglicher Arbeit am Neuen Testament geleistet hat?

Diese lexikographische Grundlage aller Erkenntnis spürt man noch deutlich in dem heute noch nicht überholten, weil in keiner Weise schon voll ausgewerteten Beitrag „Der Wortgottesdienst der ältesten Christen“ (S. 155–209). Wichtig ist schon der zu Eingang formulierte Grundsatz, daß man, je spärlicher die christlichen Quellen fließen, das gottesdienstliche Vorleben der Gläubigen überprüfen müsse, um festzustellen, ob nicht von da aus auf den Gottesdienst der Bekehrten einiges Licht falle. Was hier auf S. 156 f. zur Methode dieses Forschungszweiges ausgeführt wird, erscheint mir heute noch gültig. Wie steht es mit dem Verhältnis zwischen Gemeindegottesdienst, dessen Mittelpunkt im Judentum die Auslegung der Thora war, und der Missionspredigt, wie sie Jesus selbst in den Synagogen übte? In der Nachfolge H. J. Holtzmanns scheint mir W. Bauer hier eine Wandlungsfähigkeit Jesu anzunehmen, wie sie dem Interpreten der Überlieferung einleuchtend erscheint, der zwischen Jesu Person und dem fertigen überlieferten Text nicht den komplizierten Prozeß von Formgeschichte und Redaktionsgeschichte einschaltet. Dafür hat Bauer in religionsgeschichtlicher Weite auf den Unterschied zwischen Talmudsynagoge und Diasporasynagoge hingewiesen (S. 162), hat nicht übersehen, wie sich damals heidnische Kulte (Sarapis, Mithras, Astarte) neben den Poliskulten durch Mission und Propaganda ausbreiteten. Hier ergäbe sich eine Mischform von Gemeinde- und Missionsgottesdienst, die eine einfache Ableitung christlichen Gottesdienstes aus der jüdischen Synagoge (so H. Lietzmann in RGG²) nicht erlaube. Aus 1. Kor. 14 sucht Bauer seinen Beweis zu führen. Der dort erwähnte Psalmós meine nicht einen alttestamentlichen Psalm. Um ihn vorzutragen, bedurfte es nur der Kunst des Lesens, aber nicht des Heiligen Geistes! Laut 1. Kor. 14, 26 komme der Gläubige ja mit einem vorbereiteten Beitrag, den der Geist ihm eingab, in den Gottesdienst (S. 171). Wenn dem so ist, haben wir hier neue christliche Dichtung vor uns, deren Vergleich mit Dichtungen aus Poimandres, den Oden Salomons, den orphischen Hymnen, dem Naassenerpsalm ergibt, wie weit verbreitet auch in heidnischen Gemeinschaften solche Hymnen waren. Charakteristisch ist der Hinweis auf den Oxyrrh. Pap. 1786. In ihm besitzen wir eine metrische Doxologie des 3. nachchristlichen Jahrhunderts, welche bis in die Gesangsnoten hinein „die völlige Gleichheit griechisch-heidnischer und christlicher Musik ergibt“ (S. 177).

Daß die heidenchristlichen Gemeinden der ersten Jahrzehnte ein griechisches AT besaßen und handhabten, bezweifelt Bauer ebenso, wie die Möglichkeit, daß die heidnischen Zuhörer Anspielungen von Wörtern und Bildern aus LXX, in der Paulus lebte, ohne besondere Hinweise verstanden hätten, habe doch Paulus selbst die Mehrzahl dieser Anklänge wohl gar nicht verspürt (S. 191). Wie wenig das AT auch später gebraucht wurde, ergeben die Briefe des Ignatius mit ganzen zwei Zitaten, die Fehlanzeige im Hermas, auch Justin kenne christliche Gottesdienste, in denen das AT gar nicht gebraucht wird.

Daß Paulus seine in 1. Kor. 4, 17 genannten Lehren schriftlich verfertigt und den Gemeinden hinterlassen habe, hält Bauer für selbstverständlich (S. 194). Die von ihm erhaltenen Briefe sind keine verbindliche Überlieferung, auf sie wird hin und wieder ausdrücklich hingewiesen. Ferner glaubt Bauer vor Mißbrauch des Begriffs der mündlichen Tradition warnen zu müssen. Sie hatte ihr Recht in einem Geltungsbereich, wo Augenzeugen lebten, also dort nicht, wo niemals ein Augenzeuge hinkam (S. 200). Es müsse früh griechisch verfaßte Aufzeichnungen dessen, was der Herr gesagt habe, gegeben haben, und daß es daneben früh eine freie Predigt gab, lehre ja 1. Kor. 14, 31, und für die Griechen war dergleichen nichts Neues (vgl. die Kynische Volkspredigt, Dio Chrysostomus, Demetrius, den Freund Senecas und Apollonios von Tyana). Daß eine unschematische Mannigfaltigkeit des urchristlichen Gottesdienstes anzunehmen sei, eine lebensfrische Beweglichkeit, aber auch Unausgeglichenheit, wie sie Merkmale der Jugend sind (209), wird man W. Bauer gern zubilligen. Der Schwerpunkt des Verständnisses urchristlichen Kultes liegt nach seiner Ansicht im Hellenismus. Ernste, feierliche Hymnen auf heidnische Götter standen den Heidenchristen näher als alttestamentliche Psalmen, und die korinthischen Beter wurden von einem Isisgebet tiefer berührt als einem Synagogengebet, welches zur Zerschmetterung der Feinde aufrief. Mit sichtlicher Zuneigung schildert Bauer die großzügige heidnische Antike mit ihrer Toleranz. Das spürt man in jeder seiner Studien bis hin zu seiner Schilderung Jesu als des Galiläers (S. 91–108). Diese Adolf Jülicher zum 70. Geburtstag gewidmete Studie sollte man immer wieder als Gegengewicht gegen eine einseitige Interpretation Jesu aus Spätjudentum oder spätjüdischer Apokalyptik bedenken und heranziehen; denn hier wird mit Gründlichkeit und Umsicht zunächst die Gesamtsituation Galiläas untersucht, ein Land, „dessen Anteil an Heiden doch wohl größer gewesen ist, als wir zunächst zu vermuten geneigt waren“. Aus ihm ging Jesus hervor, der sich in mancherlei Grundfragen (Ehescheidung, Opfer, Fasten) eher mit Heiden verständigen konnte als mit streng gesinnten Juden (S. 103). Weiter ist hervorzuheben, daß Jesus in seiner Haltung gegenüber Zöllnern und Sündern oder Ungläubigen, seiner Kritik am Gesetz, aber auch in seiner Gleichgültigkeit gegenüber politischen Befreiungstendenzen bei den Frommen in Jerusalem Anstoß erregen mußte. Kurzum – Jesus der Galiläer war, ohne das Gesetz zu verwerfen, ein Freier. Daher komme es, daß sich Paulus wie Stephanus, Petrus wie Jakobus als Träger seines Geistes fühlen konnten (S. 108). War der Geist des Herrn Freiheit, so überflog der Glaube (als Osterglaube und Glaube an die Wiederkunft Jesu) die Grenzen des Judentums, ehe das Judenchristen zum Judentum verknöcherte. Aber eine Frage bleibt: konnte der Mangel an Zulauf in seiner engeren Heimat Jesus nach Jerusalem hinauftreiben? Mußte er nicht dort die Entscheidung suchen, und wußte er nicht, was ihn dort erwartete? Darüber läßt sich B. nicht näher aus.

Die erstmalig gedruckte Studie der Severus-Vita des Zacharias Rhetor (S. 210 bis 228) verrät in ihrer Diktion, daß sie einem philologisch-historischen Kränzchen in Göttingen zur Unterrichtung über einen ebenso sprachlich wie quellenmäßig etwas entlegenen Gegenstand dienen sollte. Zugleich aber wird ein erheiterndes Sittenbild entworfen, welches der alte Corpsstudent Walter Bauer sicher nicht ohne ein stilles Schmunzeln gezeichnet hat. Es springt immerhin eine Klärung der Arbeitsmethode des Zacharias heraus, es kam dem Verf. auf den Nachweis an, daß hier ein Mittelstück zwischen Schmähschrift und Apologie gestaltet sei, wobei der Verf. den Leser mit der Erkenntnis entläßt, daß bei der Schilderung von Persönlichkeiten mit „Vergangenheit“ die Wahrheit in der Mitte zu liegen pflege (S. 228). Nur kurz sei auf die Skizze verwiesen, welche das Anliegen Bauers in seinem heute wieder aktuellen Buch „Rechtgläubigkeit und Ketzerei im ältesten Christentum“ (1934) auf S. 229–233 erläutert. Als wichtigstes Kapitel bleibt noch die Auslegungsgeschichte des NT, für die drei Proben gegeben werden. Es würde zu weit führen, diese drei gehaltvollen Studien zum Gebot der Feindesliebe (S. 235–252), zu Mt. 19, 12 (S. 253–262) und zum Obrigkeitsproblem (ein am 18. 1. 1930 gehaltener Festvortrag, abgedruckt S. 263–284) inhaltlich näher zu erläutern. Erweist Bauer, daß das

Gebot der Feindesliebe, selbst in Verfolgungszeiten und in wirbelndem Tanz theologischer Streitigkeit seine Lebenskraft immer wieder bewährt hat, zeigt er aus der Geschichte der Auslegung auf, welche eine geringe Rolle Mt. 19, 12 gespielt hat, so macht er in einer fast programmatischen Festrede, deren Schluß uns Ältere besonders bewegen wird, deutlich, daß vom Apologeten Theophilus bis zum Zentrumsabgeordneten Windthorst die Berufung auf Röm. 13 dazu gedient hat, eine Anzweiflung rechter Staatsgesinnung zurückzuweisen. Es sei schwierig, eine pflichtgemäße Haltung zur Obrigkeit einfach aus Röm. 13 abzulesen zu wollen.

Der Protestant müsse es als Wohltat empfinden, daß ihm die Fragen der Geschichte und seines eigenen Daseins Gelegenheit geben, von sich aus eine sittliche Lösung zu finden und dabei sittlich lebendig zu bleiben. Was freilich Bauer im Jahre 1930 als Verpflichtung gegenüber dem Vaterland für selbstverständlich hielt, ist uns Heutigen zu einem quälenden Problem geworden!

Sehr erfreulich ist endlich die zum 100. Geburtstag Heinrich Julius Holtzmanns (17. 5. 1932) veröffentlichte Studie über sein Leben und Wirken. Man spürt hier auf jeder Seite, mit welcher Dankbarkeit, Liebe und Verehrung der Schüler Leben und Werk seines Lehrers schildert. Der Reiz dieser Darstellung besteht noch heute darin, daß sich in ihr die Eigenart des Verf. selbst spiegelt; denn auch ihm ist „die Fähigkeit zur Selbstkritik bis ans Ende seiner Tage treu geblieben“ (S. 294). Auch er „weiß, daß zwischen dem Weltbild des NT und dem des heutigen Menschen eine Kluft befestigt ist, die sich vor keiner Zauberformel schließt“ (S. 320). Auch er hatte, wie sein Lehrer Holtzmann, „nie etwas übrig für eine Gemütsverfassung, die aus Sorge, sich einmal zu verlaufen, immer auf den markierten Wegen bleibt“ (S. 207). Ebensovienig schätzte er die Veröffentlichung halbreifer Früchte, übereilt gepflückt aus Angst, ein anderer möchte der Erste sein (S. 309). Jedesmal hatte der Exeget sein Werk bis zum letzten getan, bevor der Kritiker oder Geschichtsschreiber das Wort ergriff. Was Bauer über Holtzmanns Art des Dozierens schreibt (S. 327), traf weithin auch für ihn zu. Als Stilist und als scharfsinniger Beobachter der Geschichte hatte er freilich gegenüber dem etwas umständlichen Holtzmann manches von jener „strahlenden Beschwingtheit“ Julius Wellhausens, der sich am liebsten auf die eigenen Augen verließ und das Leben zu kurz fand, um viel Zeit an die Lektüre fremder Arbeiten zu verschwenden. Walter Bauer strebte nicht nach grenzenlosem Wissen, er betätigte sich nicht in öffentlichen Dingen; den Besuch von Tagungen und Kongressen, deren Darbietungen rein akustisch zu folgen ihn ein Gehörleiden von Jugend auf behindert, hat er gemieden, Vorträge ganz selten gehalten. Daß er dennoch alle Vorgänge des öffentlichen Lebens verfolgte und darüber ein klares Urziel hatte, erfuhren man im privaten Gespräch.

Was Walter Bauer nach Holtzmanns Tode empfand (S. 340), ist seinen Freunden ähnlich ergangen. Wenn in einer Zeit, die schnell vergißt und dieses Vergessens zum Selbstschutz wohl bedarf (S. 283), eine tröstende Aufrichtung nötig ist, zählt das Leben eines Menschen, das sich im Streben nach einem großen Ziel verzehrt, zum Erhebendsten, was es gibt. Und so erteilt er denn den Rat, in bewegten und trüben Zeiten durch angespannte Arbeit und schrankenlose Hingabe an überragende Zwecke selber zu wachsen und dem Ganzen zu nützen. Die unter schwierigsten Verhältnissen und unter starken Sehbehinderungen noch vollendete 5. Auflage des Wörterbuches zum NT ist ein eindrucklicher Beweis dafür, wie sehr Walter Bauer mit seinem anderen erteilten Rat für sich selbst Ernst gemacht hat.

Berlin-Adlershof

Erich Fascher

Norbert Brox: Offenbarung, Gnosis und gnostischer Mythos bei Irenäus von Lyon. Zur Charakteristik der Systeme (= Salzburger Patristische Studien des internationalen Forschungszentrums für Grundfragen der Wissenschaften Salzburg, Band I). Salzburg/München (Anton Pustet) 1966. 232 S., kart.

Der vorliegende Band eröffnet die Reihe der Salzburger Patristischen Studien. Sein Titel ist in höchstem Grade anregend, und er erscheint zudem auch zu einem